

Jörg Olbrich



Der tolle  
alberstädter

Geschichten des **II**  
Dreißigjährigen Krieges

*Historischer Roman*

»Noch seid Ihr der Kurfürst der Pfalz.« Christian war von der Offenheit des Königs überrascht und entschloss sich, die Gelegenheit zu nutzen, um mehr über die Lage Friedrichs zu erfahren.

»Auch diese Würde wird nicht mehr lange mein sein. Herzog Maximilian setzt alles daran, die Pfalz zu unterwerfen. Er wird nicht eher ruhen, bis er selbst vom Kaiser zum Kurfürsten ernannt wird.«

»Ihr dürft das nicht zulassen und müsst die katholische Liga aus der Pfalz vertreiben. Stellt ein Heer auf und schickt es gegen Maximilian und Tilly! Ich werde Euch als Offizier dienen und dabei helfen, den Feind zu bezwingen.«

»Es gibt bereits ein Heer, das sich der katholischen Liga in der Pfalz entgegenstellt.«

»Ihr meint Graf Ernst von Mansfeld.«

»Er wird in meinem Sinne handeln.«

»Wird er das wirklich?«, gab Christian zweifelnd zurück. »Wenn die Truppen kein Geld bekommen, wird auch Mansfeld überlegen müssen, ob er sich es leisten kann, weiterhin für Eure Sache zu kämpfen.«

»Noch habe ich Verbündete in England und den Niederlanden, die mich auch finanziell unterstützen«, antwortete Friedrich trotzig.

»Wenn Mansfeld zu Herzog Maximilian oder den Spaniern überläuft, haben wir ein weiteres Heer, das gegen uns steht.«

»Genau deshalb darf dies nicht geschehen. Böhmen habe ich verloren, um die Pfalz will ich kämpfen. Elisabeth hat es nicht verdient, ihr Leben im Exil zu verbringen.«

In diesem Punkt gab Christian dem Kurfürsten recht, traute ihm aber nicht zu, aus eigener Kraft gegen Maximilian oder Ferdinand vorzugehen.

»Wäre es nicht möglich, den Krieg jetzt zu beenden?«, fragte Christian, der wusste, dass der Kaiser ein dahingehendes Angebot gemacht hatte.

»Der spanische Hof will, dass ich zu Gunsten meines ältesten Sohnes als Kurfürst der Pfalz abdanke.«

»Wäre das eine Option?«

»Nein. Heinrich Friedrich müsste nach Wien gehen und würde dort in der Familie des Kaisers aufwachsen. Ferdinand hätte dann genauso das Sagen über die Kurpfalz, wie wenn er sie erobern würde.«  
Trotz Friedrichs offensichtlichem Kummer bemühte er sich sehr um einen sachlichen Tonfall.

»Was sagt Eure Gemahlin dazu?«

»Elisabeth würde nie zustimmen, dass unser Sohn uns verlässt, auch wenn ihr Vater genau dies von ihr verlangt. Heinrich ist gerade erst sieben geworden.«

Friedrich nahm einen Schluck Wein und sah Christian niedergeschlagen an. »Alles, was ich mir wünsche, ist ein friedliches Leben mit meiner Gemahlin und den Kindern. Ich hätte Heidelberg niemals verlassen dürfen.«

»Ihr dürft die Hoffnung nicht aufgeben. Noch ist die Pfalz nicht verloren.« Kurz darauf nickte Christian dem Kurfürsten zum Abschied zu und begab sich dann auf den Weg in seine Gemächer. Er war fest entschlossen, etwas zu unternehmen. Nicht für den schwächlichen Friedrich, der in Christians Augen in Prag nicht mehr als ein Handlanger der protestantischen Stände gewesen war, aber für Elisabeth.

\*\*\*

Mit jedem weiteren Tag in Den Haag wurde Christian des Hoflebens überdrüssiger. Es gab nichts zu tun, und auch die Reiter seiner Leibgarde zeigten, wie sehr sie sich langweilten. Elisabeth, die ihm den einen oder anderen Moment hätte versüßen können, sah er nur selten. Die böhmische Königin lebte zurückgezogen in ihrem Hof und widmete ihre ganze Leidenschaft der Einrichtung ihres Hauses und der Erziehung der Kinder. Wie Christian von Friedrich erfahren hatte,

war sie wieder guter Hoffnung, auch wenn es ihr noch nicht anzusehen war.

An einem warmen Frühlingstag entschloss sich Elisabeth, mit zwei ihrer Hofdamen auszureiten und sich die Nordseeküste anzusehen, die nicht weit von Den Haag entfernt war. Friedrich musste Christian nicht lange bitten, die Damen gemeinsam mit ihm selbst zu begleiten. Für das Lächeln, das der Herzog an diesem Tag von seiner Königin geschenkt bekam, wäre er bereit gewesen zu töten.

Um seine Königin jederzeit im Blick zu haben, ritt Christian ein Stück hinter Elisabeth und ihren Begleiterinnen. Er sah, wie sie, ohne es zu bemerken, einen Handschuh verlor, ritt zu der Stelle und hob das samtweiche Stück auf. Erst jetzt bemerkte Elisabeth ihren Verlust und forderte ihren Vetter auf, ihr den Handschuh zu reichen.

Christian dachte gar nicht daran, stieg zurück auf sein Pferd und lächelte Elisabeth zu. »Mylady, ich behalte diesen Handschuh bei mir. In der Pfalz werde ich ihn Euch zurückgeben.« Der Herzog von Braunschweig war fest entschlossen, dieses Versprechen auch einzulösen und drückte das kostbare Stück an sich wie einen Schatz.

## Ungarn, 10. Juli 1621

Hermann Scheidt hatte genug vom Krieg. Das Elend, welches er tagtäglich mit ansehen musste, konnte er kaum noch ertragen. Er selbst war abgemagert bis auf die Knochen. Hunger und Krankheiten hatten seinen Körper ausgemergelt. Der Reichtum, den er sich beim Eintritt in die Armee erhofft hatte, war ausgeblieben. Außer seinem Pferd, den Waffen und der Kleidung, die er am Leib trug, besaß er lediglich noch drei silberne Reichstaler, die er in den Saum seines löchrigen und verschmutzten Wamses eingenäht hatte. Zu wenig, um sein Dasein als Söldner beenden zu können, ohne zu verhungern.

Als Graf von Buquoy den Kaiser nach der Schlacht am Weißen Berg um seine Entlassung gebeten hatte, war auch in Hermann die Hoffnung entstanden, bald nach Wien zurückkehren zu können. Ferdinand II. konnte seinen Feldherrn aber überreden, seinen Dienst fortzusetzen, indem er ihm unter anderem die Herrschaften Gratzten, Rosenberg und Sonnberg verlieh und von Buquoy so zu einem reichen Mann machte.

Zu Beginn des Jahres waren die Kaiserlichen daraufhin in Richtung Ungarn gezogen, um Bethlen Gábor in Mähren aufzuhalten. Sie hatten Pressburg eingenommen und dort einen habsburgischen Statthalter eingesetzt. Für Hermann war Wien, und damit auch seine große Liebe Anna Winter, in weite Ferne gerückt. Der ehemalige Schmied hatte die Hoffnung inzwischen aufgegeben, dass er die junge Frau jemals wiedersehen und ehelichen konnte. Sicher hatte sie sich schon längst über den Verlust des einfachen Söldners hinweggetröstet. Die beiden hatten sich nach der Belagerung Wiens kennengelernt und waren sich in der kurzen gemeinsamen Zeit nähergekommen.

Hermann, der mittlerweile zum Feldweibel befördert worden war, lag auf seinem Schlafplatz in der Nähe eines Lagerfeuers und versuchte

vergeblich einzuschlafen. In dieser Nacht hatte er keine Wache und wollte die Möglichkeiten nutzen, einmal nicht nach wenigen Stunden wieder geweckt zu werden. Seine düsteren Gedanken ließen ihm aber keine Ruhe und hielten ihn wach.

Die Kaiserlichen unter von Buquoy belagerten bereits seit fast einer Woche die Burg Neuhäusel in Ungarn. Die feindlichen Soldaten verschanzten sich in zwei Festungsanlagen. Diese lagen in einem sumpfigen Gebiet an der rechten Seite des Flusses Nitra und waren mit breiten Wassergräben umzogen, die es den Angreifern unmöglich machten, schnell an die mächtigen Wände des Bollwerkes zu gelangen. Als das kaiserliche Heer eingetroffen war, hatten die Ungarn sie mit massiven Kanonen unter Beschuss genommen. Weil sie die Burg nicht mit Gewalt einnehmen konnten, hatte von Buquoy befohlen, die Feinde so lange zu belagern, bis sie die Festung freiwillig verließen.

Das Alarmsignal eines Trompeters zerschnitt die nächtliche Ruhe und trieb Hermann und seine Männer auf die Beine.

»Zu den Waffen«, schrie Hermann, noch bevor er überhaupt wusste, was geschehen war. Zunächst konnte der Feldwebel in der düsteren Nacht nichts erkennen. Dann nahm er in der Nähe der Wassergraben schemenhafte Gestalten wahr.

Auch im Zelt des Feldherrn von Buquoy hatte man mitbekommen, dass sich bei den Ungarn etwas tat. Der Graf und seine rechte Hand Rudolf von Tiefenbach stürmten ins Freie und sahen sich nach dem Grund des Alarms um.

»Die Ungarn versuchen einen Ausfall«, sagte Hermann und befahl seinen Männern ihm zu folgen. »Wir müssen sie aufhalten!«

Die Befehle von Buquoy's hallten über den Platz und mischten sich unter die Schreie der ersten Nahkämpfe. Dann krachten auch die ersten Musketen los. Im durch das Schießpulver verursachten Nebel konnte Hermann immer weniger erkennen. Der beißende Schwefel-